

Véronique Petit



MIXTVISION

Véronique Petit

SECHS
LEBEN

Aus dem Französischen
von Anne-Kathrin Häfner

MIXTVISION 

Weiter. Erzählen.

*Ich widme diesen Text allen Draufgängern,
allen Vorsichtigen,
denjenigen, die das Leben voll auskosten,
denjenigen, die es verschenken,
denjenigen, die einen dritten Weg suchen.
Ich widme diesen Text all denjenigen,
die auf ihrem Weg stehengeblieben sind,
damit sie nicht vergessen,
dass nichts erstarrt ist, niemals,
dass das Leben Bewegung ist!*

Sechs

Ich warte, bis die Tür ins Schloss gefallen ist. Dann zähle ich bis hundert – für den Fall, dass meine Mutter ihr Handy vergessen hat und beschließt, umzukehren.

Bei hundert gehe ich aus meinem Zimmer und werfe einen Blick aus dem Fenster. Die Luft ist rein, das Auto ist nicht mehr da. Ich ziehe meine Jacke an. Mein Blick bleibt wie immer an der *Risikobibel* hängen, die meine Mutter auf einer Konsole am Eingang platziert hat. Es ist unmöglich, sie zu übersehen. Das ist bestimmt auch der Grund, weshalb sie meine Mutter so oft hier herumliegen lässt.

»Wo gehst du hin?«

Ich zucke zusammen. Louison! Was macht die denn hier?

»Ich dachte, du wärst heute bei Nina?«

»Wir haben uns gestritten. Gehst du weg?«

»Ich fahre eine Runde mit dem Fahrrad.«

»Weiß Mama Bescheid?«

»Natürlich.«

Meine Stimme klingt unnatürlich. Louison beobachtet mich weiter und kaut auf ihrem Kaugummi herum.

»Wie viel, damit ich nichts verrate?«, fährt sie fort.

Ich habe keine Zeit für Verhandlungen. Es wird schnell dunkel in dieser Jahreszeit.

»Mein Taschengeld von dieser Woche.«

»Von zwei Wochen.«

Gerade mal zwölf Jahre alt und jetzt schon die Königin der Erpresserinnen – das kann ja was werden!

»Wenn es sein muss. Kann ich jetzt gehen?«

»Von drei Wochen«, macht meine Schwester weiter.

Ich glaube, ich erwürge sie gleich. Louison interpretiert mein Schweigen wohl als Zustimmung, denn sie öffnet mir die Tür.

Ich stürme die Treppe hinunter und hole mein Fahrrad aus dem Schuppen.

Bevor ich losdöse, schlinge ich mir meinen dicken Schal um den Hals und setze sorgfältig meinen Helm auf. An jeder gelben Ampel bleibe ich stehen. So leicht kann man fünfzehn Jahre Überbehütung nicht abstreifen.

Die Fallschirmschule liegt im Westen der Stadt. Sie ist geschlossen, heute ist Feiertag. Allerheiligen. Ein hohes Gitter, mit einer dicken Kette gesichert, umgibt das Privatgelände.

Ich checke die Umgebung. An der Fabrik gegenüber herrscht die typische Feiertagsruhe. Die Straße ist menschenleer, die Leute sind wahrscheinlich zu Hause im Warmen oder auf dem Friedhof und eifrig mit der Bepflanzung der Gräber beschäftigt.

Meine Eltern sind mal wieder die Einzigen, die an einem Feiertag arbeiten. Beide Krankenpfleger. Heute hätte meine Mutter eigentlich frei gehabt, aber sie musste ganz kurzfristig als Vertretung einspringen. Ich musste lange verhandeln, um nicht bei Oma Claudine zu enden, wie Zoé, meine fünfjährige Schwester!

Plötzlich eine leichte Bewegung am Straßenrand. Ich drücke mich gegen das Gitter, mit klopfendem Herzen.

Eine Katze! Sie wirft mir einen misstrauischen Blick zu und verschwindet dann unter dem Vorbau eines heruntergekommenen Wohnhauses.

Ich hole eine scharfe Zange, die ich mir aus dem Werkzeugkasten meines Stiefvaters geborgt habe, aus meiner Tasche und durchtrenne die Kette, die die Gitter zusammenhält.

Ich laufe am Hangar mit den Flugzeugen entlang und schleiche zu dem Gebäude, in dem die Fallschirme aufbewahrt werden. Die Tür ist verriegelt. Am Mittwoch habe ich ein Fenster entdeckt, das nicht richtig schließt. Ich gehe um das Gebäude herum. Dann schnappe ich mir eine verrostete Eisenstange, die an der Wand lehnt. Ich klemme sie in den Fensterspalt und benutze sie als Hebel, bis ein Knacken zu hören ist. Jetzt muss ich nur noch das Fenster aufstoßen und einsteigen.

Ich lande inmitten der Fallschirme. Dieses Mal gehe ich nicht zu meinem. Ich wähle einen mit der Markierung »BJ« für »Base Jump«. Er ist kleiner und leichter, weil er keinen zweiten Rettungsschirm enthält. Im Internet habe ich mir angeschaut, wie diese Schirme funktionieren.

Ich klettere genau da wieder raus, wo ich reingekommen bin. Ich bin leise, aber es ist sowieso kein Mensch da.

Jetzt geht es Richtung Klippe. Sie erhebt sich in vier Kilometern Entfernung vom Stadtrand und überragt mit ihren 101 Metern ein Geröllfeld. Laut Monsieur Gallot, unserem Geschichts- und Erdkundelehrer, ist sie eine der höchsten Klippen Frankreichs. Die Straße, die dorthin führt, besteht aus einer Abfolge von scharfen Kurven, die sich an einen steilen Hang schmiegen. Ich rase den Berg hoch und habe bei jedem Tritt in die Pedale das Gefühl, dass meine Lunge gleich platzt.

Endlich der Parkplatz. Als ich ankomme, liegt er verlassen und in Nebel gehüllt da – die Besucher haben sich wahrscheinlich deswegen verdrückt. Noch ein paar Meter, und ich erreiche den Gipfel. Von hier oben sieht es aus, als habe der Nebel die Landschaft verschluckt. Dieser Nebel könnte die Sache erschweren, aber ich wäre nicht der Erste, der sich dieser Herausforderung stellt. Und wenigstens ist es nicht windig.

Ich lege das Gurtzeug des Fallschirms an, überprüfe die Einstellungen – dass Brust- und Beingurt gut befestigt sind und dass die Griffe richtig sitzen.

Fertig, ich bin startklar!

Ich trete bis zum äußersten Rand der Klippe vor und atme tief durch. Ich habe alles im Griff, mir wird nichts Schlimmes passieren, nichts Schlimmes, nichts Schlimmes ...

Es ist ja nicht so, als wäre ich noch nie gesprungen!

Okay, ich bin bisher nur einmal gesprungen. Und noch dazu mit einem Fallschirmlehrer – einem bärtigen Kindermädchen, das an meinem Rücken klebte, dem Kindermädchen, das den ganzen Sprung, die Flugbahn, die Öffnung des Fallschirms und sogar die Landung kontrolliert hat. Trotz allem war es ein unglaubliches Erlebnis, sodass ich kaum wage mir vorzustellen, wie es sich anfühlt, wenn man alleine springt!

Und ich habe einen Tag Schulung am Boden mitgemacht. Ich fühle mich bereit.

Der Nebel erscheint mir jetzt weniger dicht. Ich werfe einen Blick nach unten. Unter mir der Abgrund, 101 Meter Nichts!

Man darf sich nichts vormachen, es ist ganz normal, Angst zu haben, das gehört sogar dazu. Ohne Angst kein Adrenalin. Ich wäre lieber aus noch größerer Höhe gesprungen. Idealerweise aus einem Flugzeug. Tatsächlich sind die Risiken eines Base Jumps enorm, höher als bei einem

Fallschirmsprung. Wenn meine Mutter mich sehen könnte, würde sie austicken! Sie, die mich am liebsten bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr in einen Raum mit gepolsterten Wänden sperren würde ...

Ich atme ein und aus.

Achtung, bei Drei!

Eins, zwei ...

Ich springe.

Bei nur 101 Metern Höhe muss ich meinen Fallschirm sofort aufspannen. Ich will gerade am Griff ziehen, als ich spüre, wie Wind aufkommt. Er bläst mich direkt in Richtung Steilwand. Ich bäume mich mit aller Kraft auf, aber er drückt mich zu den Felsen hin.

Gleich werde ich mit voller Wucht dagegen prallen und dann hundert Meter tiefer auf dem Boden aufschlagen.

Zum Glück kann ich es mir leisten!

Fünf

2

Das Erste, was ich sehe, als ich wieder zu mir komme, ist die Felswand, die sich über mir erhebt. Wie ein Grabstein. Ich will nach der Uhrzeit schauen, aber das Zifferblatt meiner Uhr wurde bei dem Absturz zerschmettert. Meine Kleider sind in Fetzen, durchlöchert von den vorstehenden Felsen. Der Fallschirm ist abgerissen, er liegt wenige Meter von mir zerfetzt am Boden. Ich richte mich langsam auf, mein Körper ist noch ganz taub. Ich mache ein paar Schritte und spüre, wie sich das Blut in meinen Adern wieder in Bewegung setzt. Als wäre nichts passiert. Ich breche in nervöses Gelächter aus. Ein Sturz aus 101 Metern Höhe!

Das Testergebnis habe ich vor einem Monat erfahren. Ein Moment, den ich nie vergessen werde. Es war beim Abendessen. Aurélien, mein Stiefvater, wartete den Nachtschiff ab, um schließlich mit betont unbeteiligter Miene zu verkünden:

»Ach, das kam heute übrigens mit der Post.«

Ich erkannte sofort das Logo auf dem Umschlag – ein Hermesstab, der einer Kokarde in den Farben der französischen Flagge entspringt. Das Staatslabor. Meine Hände wurden feucht, mir blieb plötzlich der Atem weg.

»Mach dir keine allzu großen Hoffnungen, Gabriel«, warnte mich meine Mutter vor. »Statistisch gesehen ...«

Statistisch gesehen verfügen 91 % der Menschen über ein einziges Leben. Das galt für meinen Vater, das gilt auch für meinen Stiefvater und für neun von zehn Kindern an meiner Schule. 6 % der Menschen haben zwei Leben, wie meine Mutter, 2 % haben drei und 1 % der Bevölkerung besitzt vier bis sieben Leben.

Mein Stiefvater wog den Umschlag in der Hand, so als könne das Gewicht schon etwas über das Testergebnis verraten.

»Was ist, Aurélien, machst du ihn auf?«, fragte ich ungeduldig.

Er nahm ein Messer und schnitt den Umschlag auf. Meine Halbschwestern, meine Mutter und ich starrten atemlos auf das Blatt, das er jetzt entfaltete. Mama legte ihren Kopf an seinen, um besser lesen zu können. In dem Moment sah ich, wie Aurélien bleich wurde, die Augen schloss und wieder öffnete, während meine Mutter den Brief anstarrte und ihre Augenbrauen sich bis zum Haaransatz hoben.

»Was? Was ist los?«, schrie ich, während mein Herz im Rekordtempo schlug.

»Sechs«, stieß mein Stiefvater mit tonloser Stimme hervor.

»Wie viel?«

»Sechs«, wiederholte er.

Ich riss ihm den Brief aus den Händen. Er hatte recht. Sechs! Meine Ohren fingen an zu summen, mein ganzer Körper zitterte. Es war so, als hätte er mir gerade verkündet, ich sei unsterblich!

»Wie viele seid ihr wohl? Einer von fünfhundert mit sechs Leben!«, rief er begeistert. »Ist dir klar, was das bedeutet? Du wirst riskante Dinge tun können, die tollsten Abenteuer erleben!«

Oh ja, das war mir völlig klar. Sechs Leben! Ich würde einen Fallschirmsprung machen, ohne bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr warten zu müssen. Ich hatte so lange davon geträumt.

»Riskante Dinge tun, riskante Dinge tun, jetzt übertreibe mal nicht, Aurélien«, murmelte Mama.

»Sechs, das ist ganz schön viel. Seid ihr sicher, dass da kein Fehler passiert ist?«, fragte Louison.

»Nein, ein Irrtum ist ausgeschlossen«, antwortete Aurélien.

Nicht ohne Grund muss man mit dem Test warten, bis man fünfzehn Jahre alt ist, vorher sind die Ergebnisse zu ungenau. Der Körper muss einen bestimmten Reifegrad erreicht haben, damit die Analyse des Blutplasmas keinen Zweifel zulässt.

Manche Jugendliche, die es allzu eilig hatten, wollten es wissen, obwohl ihre Körper noch nicht so weit waren. Sie freuten sich darüber, angeblich zwei oder drei Leben zu haben, und gingen dann teilweise unnötige Risiken ein, die sie direkt in den Tod getrieben haben, noch bevor sie erfahren konnten, dass ihr Testergebnis falsch war.

Die Werbespots der Präventionsbehörde wiederholen es immer wieder: Nur der offizielle Test, den das staatliche Labor ab dem fünfzehnten

Lebensjahr durchführt, ist verlässlich. Hundertprozentig verlässlich.

»Dann kannst du ja Krabbenfischer in Alaska werden, und ich hab meine Ruhe«, stieß Louison aus. »Das ist laut *Risikobibel* der gefährlichste Beruf der Welt.«

Zoé brach in Tränen aus.

»Was ist denn, mein Spatz?«, rief meine Mutter.

»Wenn Gabriel so viele Leben hat, dann sterben wir alle vor ihm, und er bleibt ganz allein!«

Während Mama meine Schwester tröstete, spürte ich Panik in mir aufsteigen. Das stimmte, daran hatte ich nie gedacht. Dabei hatte ich mich so oft in die Rolle eines Sechslbens, eines Siebenlebens hineinversetzt! Ich wurde plötzlich zu einem Superhelden, hineingeworfen in eine Welt, in der ich alle Grenzen sprengen konnte, wo das Wort »unmöglich« nicht mehr existieren würde. Aber im Grunde wusste ich, dass es nur ein Traum war, ein großer Traum. Dass das niemals passieren würde. Mama hatte es mir oft genug gesagt – weniger als ein Prozent Wahrscheinlichkeit, mehr als drei Leben zu haben!

Als ich später ins Bett ging, stand ich immer noch unter Schock. Sechs Leben! Es fiel mir unglaublich schwer, einzuschlafen. Mitten in der Nacht schreckte ich aus dem Schlaf auf. Ich war ein Sechser! Ich war gleichzeitig außer mir vor Freude und voller Angst.

Wie Aurélien gesagt hatte, die Chancen standen eins zu fünfhundert, dass mir das passieren würde!

Warum ich?

Und wenn ich nun meinen Träumen nicht gewachsen war?

Es war ja eine Sache, sich in die Rolle des Superhelden zu träumen, und eine andere, plötzlich wirklich sechs Leben zur Verfügung zu haben.

Dann dachte ich an meinen Vater, der bei einem Unfall ums Leben gekommen war, als meine Mutter mit mir schwanger war. Hätte er ein Bonusleben gehabt, hätte ich ihn kennenlernen können. Sollte ich eines Tages auch ein Kind haben, dann würde es wenigstens nicht als Waise aufwachsen. Da vergaß ich meine Angst und behielt nur die Freude.

Diese vielen Leben – das war eine gute Nachricht.

Eine supergute Nachricht!

Die Sonne steht inzwischen tief am Himmel. Der Schatten der Felswand schwimmt in der Dunkelheit. Ich muss vor meinen Eltern zu Hause sein, in der Hoffnung, dass es noch nicht zu spät ist. Wenn mich meine Mutter in dem Zustand sieht! Ich verstecke die Überreste des Fallschirms im Gebüsch und eile zu dem Weg, der zum Gipfel führt. Ich laufe so schnell, wie es meine schmerzenden Glieder erlauben, um der Dunkelheit zuvorzukommen, die gerade den Pfad verschluckt.

Auf halbem Weg treffe ich zwei Wanderer. Die Dämmerung schützt mich vor ihren Blicken.

Endlich, mein Fahrrad. Der Wind peitscht mir ins Gesicht, als ich die vier Kilometer bergab brause. Ich fahre an der Fallschirmschule vorbei, durchquere in einem Affentempo die Stadt.

Als ich unseren Wohnblock erreiche, schaue ich nach den Parkplätzen meiner Eltern. Noch immer leer, uff!

Ich öffne behutsam die Wohnungstür und drücke die Daumen, dass Louison an ihrem Bildschirm klebt, die Kopfhörer am Kopf festgeschraubt.

Mist.

»Was ist denn mit dir passiert?«, schreit sie und kommt aus ihrem Zimmer gerannt.

»Vom Fahrrad gefallen«, brumme ich.

»Ist ... ist alles okay?«, fragt sie besorgt.

»Alles gut – sag Mama nichts, okay?«

Ich sehe, wie sie zögert, aber ich muss so mitleiderregend aussehen in meinen zerrissenen Klamotten, dass sie schließlich nickt. Sie geht in ihr Zimmer zurück, und sofort ertönt die Stimme von Rihanna.

Die *Risikobibel*, die auf der Konsole liegt, scheint mich mit dem ganzen Gewicht ihrer fünfhundert Seiten zu verhöhnen. Aber sie ist mir jetzt so was von egal, die *Risikobibel*! Okay, ich habe ein Leben verloren, na und? Ich habe noch fünf weitere. FÜNF!